

# Giekenner Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenner Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von F. Drenham.  
Autorisiert — Nachdruck verboten.  
(Fortsetzung.)

12.

Das Haus auf Rädern wird eingeschneit im Schneesturm und Stepan Hline kämpft mit den Wölfen.

Der Himmel war klar, als sie von Tschernsk nach dem vier Tagereisen entfernten Drem aufbrachen. Drem lag drüben über den Hügeln auf der gefrorenen sumpfigen Steppe. Sie waren ihre volle zehn Tage in Tschernsk geblieben, auf Neuschnee wartend, der die Wege glätten und fahrbarer machen sollte, und zum erstenmal, seit er mit dem Teufelspaß wanderte, hatte die Polizei ihm bedeuten müssen, daß seine Zeit um sei.

Stepan hatte manchmal daran gezweifelt, daß man in Jenisseisk auf buchstäbliche Erfüllung von Paschkins willkürlichem Urteil dringen würde. Hatte doch Gouverneur Tatuloff zugelassen, daß Katia mit ihm reiste. Vielleicht brücte er auch sonst ein Auge zu. Mehr als einmal hatte Stepan mit Peter Krop darüber gesprochen.

Aber der alte Peter schüttelte den Kopf. Er erzählte, er habe sein Möglichstes getan beim Gouverneur mit Geld und guten Worten, auch in dieser Sache ein Auge zuzudrücken, aber Tatuloff habe es ihm glatt abgeschlagen. Was Katia betreffe, so habe er über sie keine Mitteilungen von dem allmächtigen Paschkin erhalten, und so sei es sein gutes Recht gewesen, in seiner eigenen Provinz nach seinem eigenen Ermessen zu handeln und ihr den Aufenthalt bei ihrem Mann zu gestatten. Sollte er nachträglich noch Instruktionen, sie betreffend, erhalten, so müßte er auch diese durchführen. (Wenn nicht etwa Peter Krop noch weitere tausend Rubel anlegte . . .)

Die Bestimmungen auf Stepan Hlines Paß könne er auf keinen Fall ändern. Sie seien jedem Polizeioffizier von Jenisseisk bekannt und er, Tatuloff, sei nicht der Narr, es mit Paschkin zu verderben. — — —

In Wirklichkeit also war es der allmächtige und allgegenwärtige Paschkin, der Stepan und die Seinen in den großen Schneesturm trieb!

Sie hatten Tschernsk Hals über Kopf verlassen müssen. Kosakenkapitän Danoff, Polizeichef von Tschernsk, hatte den gewaltigen Respekt eines autokratischen Polizeiherrn vor den Befehlen und Bestimmungen derer, die über ihm stehen, und litt weder an besonderer Intelligenz noch an einem Ueberflang von Gefühlen. Befehle waren da, um bis auf den Buchstaben ausgeführt zu werden, was sie nun besagen und was sie für andere Leute bedeuten mochten. Auch war er ehrgeizig und hatte kein Verständnis für die Logik des Rubels. Diese Logik hatte ihre Gefahren, wie er

wußte, und ihm schien es, als sei für ihn Ehrlichkeit die beste Politik — so lange, bis er eine Stellung einnehmen würde, die ihm Bestechungsgelder von einer solchen Höhe garantierte, daß es wenigstens der Mühe wert war, den Konsequenzen ins Auge zu sehen.

Danoff war der erste Polizeioffizier, der Stepan energisch an den Wortlaut seines Passes erinnern mußte. Als der zehnte Tag von Stepans Aufenthalt in Tschernsk verfloßen war, sandte er ihm die kurze Mahnung, daß in ferner Nacht die Frist ablaufe.

Stepan schirzte sofort seine Pferde an und ging. Kaum waren sie über die gefrorene Sumpfebene hinweg und krochen langsam die Bahnhöhe hinan, als der Himmel sich mit schweren dunkelgrauen Wolken bedeckte und große Schneeflocken herabwirbelten. Immer dunkler wurde es über den Hügeln. Dann begann der Sturmwind durch den Paßtrichter zu heulen. Er blendete die Pferde, jagte den Schnee gegen das Haus auf Rädern, daß die Türe fast verstopft wurde und häufte ungeheure Schneemassen an jeder Wegbiegung. Bald wurde die Weiterfahrt unmöglich. Stepan erinnerte sich an einen geschützten Waldwinkel, an dem sie vorbeigekommen waren, wendete die Köpfe der Pferde, und erreichte den Platz mit vieler Mühe. Dann gab es einen langen Kampf mit dem Zelttuch, das wie vom Teufel besessen war im Sturmwind, aber nach zwei Stunden harter Arbeit standen die Pferde im geschützten Zeltstall und Stepan war zufrieden. Er kroch ins Haus und lauschte stundenlang auf das Heulen des Windes durch den Paß, bis er endlich einschlief.

Des Morgens, als er aufwachte, war es still draußen, und er sagte sich, der Sturm sei vorüber und sie könnten weiterwandern. Die Türe jedoch wollte sich nicht öffnen und als er sie endlich mit Gewalt einen Zoll weit aufdrückte, sah er, daß draußen eine ungeheure Schneewand angeweht war.

Mit Fingern und Händen krabte er durch die enge Öffnung hindurch, bis er hinausfrieren konnte, wühlte sich in den Schnee hinein und schuf ein Loch, das ihm Umblick erlaubte. Noch immer heulte der Sturm. Die Schneewände um den Wagen wuchsen zusehends. Voller Sorge grub er sich zu dem Pferdezelt durch und war unbeschreiblich froh, als er fand, daß es die Schneelast ausgehalten hatte. Mit einer langen Stange entfernte er, so gut es ging, den meterhohen Schnee vom Zeltdach und grub es außen von Schnee frei. Dann kroch er hinein und fand, daß es innen ziemlich warm war und die Pferde sich wohl befanden. Er gab ihnen Heu aus seinem Vorrat und kletterte wieder in den Wagen.

„Wir sind eingeschneit, Katia,“ sagte er. „Der Sturm hat noch nicht nachgelassen.“

„Wir haben Nahrungsmittel und Del, Stepan, und lange kann es ja nicht dauern.“

Doch der Sturm wüthete ununterbrochen den ganzen Tag und die ganze Nacht und den ganzen nächsten Tag und noch viele folgende Tage. Schneeflocken so groß wie eine Hand trieb es pfeifend den Paß hinab. Sie türmten sich in gewaltiger Höhe über jedem Hindernis auf, das dem Sturm

im Wege stand, und das Haus auf Rädern im Waldwinkel versank bald tief in ungeheuren Schneemassen. Viele Stunden lang jeden Tag mußte Stepan sich dem Sturm aussetzen und aus Leibeskräften arbeiten, um wenigstens vom Dach und vom Pferdegestell den Schnee zu entfernen und einen Zwischenraum zwischen Wagen und Schneewand zu schaffen, damit sie nicht erdrückt wurden. Die Pferde froren erbärmlich. Einige Stunden jeden Tag brannte Stepan die Eskimolampe im Pferdegestell, damit es dort nicht gar zu kalt wurde.

Er fing an, sich schwere Sorgen zu machen. Das Futter für die Pferde wurde knapp. Noch waren genug Nahrungsmittel für die Menschen da, aber er sagte sich, daß es noch viele Tage dauern mußte, bis die Wege wieder passierbar wurden, wenn auch der Sturm bald aufhörte. Zu Katia sagte er nichts davon. Er selbst jedoch aß so wenig als möglich. Wieder vergingen mehrere Tage, und Katia fing an, blaß und ängstlich zu werden. Die Nahrungsmittel gingen zur Neige. Auch sie fing an, immer weniger zu essen, obgleich sie den kleinen Stepan nähren mußte. Schließlich konnte sie ihre Angst nicht mehr vor Stepan verbergen.

„Du mußt essen!“ bat er.

„Wir haben nicht mehr viel, Stepan.“

„Ich will weniger essen — ich bin stärker als du!“

„Du hast fast nichts gegessen, Stepan. Ich du und auch ich werde essen.“ So mußte er ihr den Willen tun. Und das Essen war bei Gott nicht schwer für einen Mann, dem der beißende Hunger den schlaffen Magen mit förmlichen Zuckungen quälte.

„Wie lange kann es noch dauern, Stepan?“

„Das weiß Gott! Aber es scheint mir, als sei der Himmel heute heller.“

Als das Del anfang, zu Ende zu gehen, kochte Katia alles Fleisch, das sie noch hatten, und machte Brot, eine Art Brot, aus allem Mehl für die Zeiten, wo nicht mehr gefocht werden konnte. Und Stepan, während er Heurationen von kaum ein paar Händen voll an die Pferde austeilte und vor dem hungrigen Vorwurf in ihren müden Augen zurückschrak, wunderte sich oft, wie lange es noch dauern würde, bis er eines von ihnen töten mußte, um Fleisch für sich und die Seinen zu haben . . .

Doch der Sturm tobte sich aus.

Eines Morgens, als Stepan durch den Neuschnee sich durchbrach, der während der Nacht gefallen war, sah er blauen Himmel über sich und lachenden Sonnenschein. Die Paßstraße freilich war an jeder Wegkrümmung noch meterhoch eingeschneit und es mußte noch Tage dauern, ehe sie sich auf den Weg machen konnten. Aber das Schlimmste war vorüber. Hastig ging er zu Werk und grub eine größere Fläche frei von Schnee, damit Katia und die Kleinen einmal Luft schöpfen konnten.

Katinka klagte über Hunger.

Stepan, mit einem plötzlichen Entschluß, kletterte auf das Wagendach und spähte nach einem passierbaren Weg nach dem Wald. In einer Stunde hatte er sich durchgearbeitet und kehrte zurück, Tannenzäste hinter sich herzerrend — Feuerholz. Er mußte das eine Pferd töten. Sie mußten Nahrung haben. Er selbst merkte nach dem anstrengenden Weg in den Wald erst so recht, wie entkräftet er war. Was er zu tun hatte, war ihm furchtbar, aber es mußte geschehen.

Rasch kroch er in das Zelt und schnitt dem einen Pferde den Hals durch.

Das arme Tier zitterte an allen Gliedern und versuchte, den Kopf aufzurichten nach seinem Herrn. Dann lag es still. Das andere Pferd schraubte entsetzt und gebärdete sich wie toll trotz aller Entkräftung. Katia wurde blaß, als sie ihn mit einem Stück rohen Fleisches zurückkommen sah, aber Katinka klatschte in die Hände vor Freude und tanzte im Schnee. Das Fleisch schmeckte ihnen nicht, nicht einmal Katinka, und Katia zwang sich nur um des Säuglings willen, es hinunterzuschlucken. Es war rau und faserig und hatte einen sonderbar süßen Geschmack. Erst als Katia es stark würzte, mit allerlei Kräutern, fanden sie es besser.

Wachtzehn Tage lang waren sie eingeschneit gewesen und vor Ablauf von zehn Tagen konnten sie den Weg durch die Schneewehen nicht wagen. So warteten sie.

Am Abend des zehnten Tages entschied Stepan, den Uebergang über den Paß morgen zu versuchen. Das war nur zu Fuß möglich. Das Haus auf Rädern mußte zurückbleiben; es konnte wahrscheinlich erst in Wochen transportiert werden. Katia packte die notwendigsten Dinge, die sie nicht entbehren konnten, in kleine Bündel zusammen. Stepan arbeitete den

ganzen Tag daran, einen schmalen Pfad durch den Schnee zu graben, auf die Paßstraße hinaus, die wenigstens stellenweise auch ohne Schaufelarbeit passierbar war, und durch die Schneeweihungen an den ersten beiden Wegkrümmungen hindurch. Er hoffte, daß der Weg besser werden würde, je weiter sie talwärts kamen, und die Kälte, die jetzt herrschte, machte ja auch den Schnee mit jeder Stunde haltbarer und fester.

Es war Abend geworden und noch immer schaufelte Stepan sich vorwärts. Endlich warf er sich die Schaufel über die Schulter und trat den Heimweg an. Als er das Haus auf Rädern erreicht hatte, hob er plötzlich lauschend den Kopf hoch.

Er war entsetzt stehen geblieben, eisige Furcht im Herzen. Katia, mit dem kleinen Stepan beschäftigt, merkte nichts. Das Pferd im Stall jedoch schnaubte erschrocken — — —

Ueber das Hügelland hin erklangen die schrecklichen Töne, die Stepan schon als Kind gehört und die ihn so oft schon in Träumen gequält hatten — das klagende Heulen und Winseln hungriger Wölfe auf der Blutspur. Er sagte nichts. Still holte er das lange scharfe Messer hervor, mit dem er das Pferd getötet hatte, und band es mit ledernen Riemen fest an eine lange Stange. Die schwere Art im Gürtel rückte er handlich zurecht. Die Flinte legte er in die Türe. Dann setzte er sich hin und lauschte.

Das Wolfsgeheul wurde immer deutlicher. Es kam näher. Stepan horchte gespannt — das war nicht das melancholische Heulen des hungrig sich umhertreibenden Wolfes, sondern das klare, helle, gierige Winseln und Klaffen eines Wolfsrudels auf heißer Spur.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Khan und sein Sohn.

Erzählung von Maxim Gorki.

Deutsch von Marie Besmertny.

(Nachdruck verboten.)

Eine Gruppe von Tataren in hellen Mänteln mit goldschimmernder Silberstickerei lagerte malerisch auf den Trümmern des Khanpalastes in der Krim, an einem Abend, da die Sonne ins Meer zu sinken begann. Die Männer schauten zu dem Blüden empor, der an den hellbraunen Stamm eines alten Erdbeerbaumes gelehrt, mit unbeweglichen Jägen und mit schwacher, brüchiger Stimme eine Legende der Halbinsel zu erzählen begann.

In der Krim und in diesem Schosse, vor dem wir liegen, lebte einst der Khan Mosolaima el Khwad. Er hatte einen einzigen Sohn, genannt Tokail Ngalla.

Eine reiche Kraft wohnte in beiden und ein ungewöhnlich hartes Geschicksleben in dem Khan. Er war alt und hatte viele Frauen in seinem Harem. Sie alle liebten ihn, weil er noch rüstig und feurig und stets gütig war. Die Frauen liebten denjenigen am meisten, der liebevoll und zärtlich zu sein verstand, und wenn er auch schon tiefe Falten im Gesicht hat.

Alle hingen an Khan; er aber liebte nur eine gefangene Kosakinn aus der Dnjeprsteppe und widmete ihr mehr Aufmerksamkeit als all den andern Frauen, die aus den verschiedensten Teilen der Erde stammten und lieblich wie die Frühlingsblumen anmuteten. Sie waren alle stets munter und fröhlich.

Oft rief der Herrscher die junge Kosakinn nach seinem Turm, wo das Meer zu sehen war und Heiterkeit in jedem Winkel lagte. Da standen in kostbaren Gefäßen verlockende Lederbissen, es hingen seltene Stoffe an den Wänden und Edelsteine in allen Farben erfreuten das Auge. Die Musik fremder Vögel ergößte das Ohr. Hier, in dieser anmutigen Einsamkeit, unterhielt der Khan sich tagelang mit seinem Liebling und ruhte von den Mühen seines Fürstenberufes aus.

Sein Sohn hielt sich viel in den russischen Steppen auf, wo er Wolfsjagden abhielt und von wo er mit reicher Beute heimzukehren pflegte. Man fürchtete ihn in Rußland, denn hinter sich ließ er stets Mähe, Leichen und Blut. Der Vater wußte, daß Ngalla den Ruhm seines Landes nicht schmälern würde, was sein Gemüt mit großer Befriedigung erfüllte.

Mit neuen Siegen kehrte Ngalla einst von einem Ueberfall auf die Russen zurück. Er wurde durch rauchende Feste gefehrt, zu denen sich alle Händlinge der ganzen Halbinsel versammelten. Ueppige Gelage wechselten mit Spiel, wobei mancher Pfeil den Gefangenen ins Auge flog, um die Treffsicherheit der Hand zu prüfen. Immer zeichnete sich Ngalla beim Schießen aus, und sein Vater war voller Freudigkeit, einen so tüchtigen Sohn und Nachfolger zu haben. Um seinem Sohne die väterliche Liebe und Anerkennung zu beweisen, sagte er: „Mein lieber Ngalla! Gelobt sei Allah und gepriesen der Name des Propheten. Noch bei meiner Lebzeit sehe ich mit den alten Augen die Jugend in meinem Reiche blühen. Der Segen eines guten Sohnes mit einer starken Hand, mit klümem Mut und hellem Verstand ist mir

beschieden worden. Sag', mein teurer Sohn, was Du von meinem Besitze jetzt schon haben möchtest, und dein Wunsch soll erfüllt werden."

Kaum war die Stimme des alten Khans verklungen, als Tolait Agalla sich erhob und mit dem heißen Blick seiner Augen, die schwarz waren, wie das nächtliche Meer, nach dem Vater schauend, ausrief: „Gib mir die russische Gefangene, mein Herr und Gebieter.“ Der Khan verjammte solange, bis er das Beben seines Herzens bemessen konnte, dann sprach er laut und entschlossen:

„Nimm sie, wenn das Fest vorüber ist.“  
Zubehnd erwiderte Agalla, sich in seiner ganzen, stolzen Größe aufrichtend: „Ich weiß, mein väterlicher Herrscher, was du mir schenkst, ich weiß es, und daher bin ich dein Sklave, dein treu ergebener Sohn. In jeder Stunde sollst du mein Blut haben und zwanzig Tode will ich für dich sterben!"

„Ich brauche nichts mehr!" sprach der Khan und sein graues Haupt senkte sich auf seine Brust.

Er und sein Sohn gingen aus dem Schlosse nach dem Harem, nachdem die Festlichkeit beendet war. Die Nacht war dunkel, und weder der Mond noch ein Stern war zu sehen. Lange schritten beide in der Dunkelheit, bis el Khwad anhub: „Der Tag meines Lebens ertöset und mein altes Herz vermindert seine Schläge. Nicht und Wärme brachten mir die Bärtlichkeit der Kosakln. . . . Sage, Tolait, ist sie dir wirklich wertbehold? Nimm hundert, nimm alle meine Frauen, bis — auf diese eine! . . . Wieviele Tage habe ich denn noch auf der Welt zu sein? Und dieses russische Mädchen ist meine letzte Freude! Für die Frauen sind wir alle nur Männer. . . . es wird mir schmerzlicher sein, ohne sie weiter zu leben, als alle Wunden an meinem Körper bluten zu fühlen.“

Der Sohn erwiderte nichts. Sie kamen beide an die Tür des Harems und blieben stehen. Endlich sprach Agalla leise: „Ich liebe sie längst, mein Vater.“

„Und ich weiß, daß sie dich nicht liebt, aber der Weise hatte recht, der einst sagte: „Dem Manne wird das Weib immer gefährlich. Ist sie schön, so reizt sie andere zum Besitz und bereitet dem Gatten die Qual der Eifersucht; und ist sie häßlich, so leidet der Mann unter dem Neid gegen andere, die schöne Frauen haben.“

„Vater, wollen wir uns gegenseitig trösten?"  
Das Haupt stolz erhebend, blickte der Khan tieftraurig seinen Sohn an, ohne etwas zu sagen.

Aber Tolait sprach finstler: „Wir müssen sie töten!"  
„Du liebst dich mehr als sie und mich!" dachte der Alte und flügte innerlich hinzu: „Und — dich selbst auch!"

Seine Augen füllten sich mit Tränen und er flüßerte: „Ich kann sie dir nicht überlassen!"

Mit wilder Gebärde forderte der Sohn: „Werfen wir sie vom Berge ins Meer!"

Sie traten beide in den Harem ein, wo die Kosakln auf einem weichen Teppiche schlief. Sie schauten sich an und die Tränen des Alten flossen in seinen silbernen Bart. Das Mädchen erwachte. Wie Rosen schimmerten ihre Wangen, und wie Kornblumen leuchteten ihre Augen. Ohne Agalla zu beachten, sagte sie: „Schiffe mich, mein alter Vater!"

„Komm mit uns," sagte er traurig und — das Auge kind verstand plötzlich alles. Sie erhob sich und folgte ihnen. Beim Besteigen der Felsen im Dunkeln verletzte sie sich den Fuß, der zu bluten anfing. „Komm, ich trage dich!" sprach Agalla und streckte ihr seine starken Hände entgegen. Sie aber umfaßte den Hals ihres alten Vaters, der sie wie eine Feder aufhob. Während sie auf seinem Arm saß, schob sie die Zweige vorsichtig auseinander, damit sie dem Khan nicht in die Augen kamen. Das Rauschen des Meeres wurde vernehmbar.

„Laß mich voran, sonst stoße ich dir den Dolch in den Rücken!" rief der Sohn leidenschaftlich aus.

„Geh' voran, ich, dein Vater, verzeihe dir, denn ich weiß, was Lieben heißt!" Schwarz wälzten sich die Wogen ans Ufer und brandeten mit aufspritzendem Gischt.

„Fahr hin, mein Liebbling!" sprach der Alte, das Mädchen zärtlich küßend.

„Leb wohl!" sprach Agalla und nickte ihr zu.  
In die Tiefe schauend, dann mit geschlossenen Augen zurückwandelnd, drückte sie die Hände an die Brust und bat: „Werfet mich hinab!"

Schon griff Agalla stöhnend nach ihrem Gewande, als der Alte sie an sich presste, dann auf seinen Kopf setzte und sie von der Höhe der Felsen hinunterwarf. Er fiel dann auf die Steine nieder und heftete den stieren Blick auf die dunkle Ferne, wo das Meer sich mit den Wellen vereinigte.

„Komm, Vater," sprach nach einer peinvollen Weile Agalla.  
„Warte. . . ." flüßerte der Khan, als lauschte er auf etwas in weiter Ferne. Noch einmal forderte Agalla ihn auf:

„Komm!"

Müde erhob sich der Alte, machte ein paar Schritte, kehrte um und sagte: „Wohin soll ich gehen? Wozu noch leben, da mein Leben hin ist! Wenn mich niemand mehr liebt, hat die Welt keinen Sinn mehr für mich."

„Du hast Ruhm und Reichthum, mein Vater. . ." warf der Sohn ein.

Kaum vernehmbar nurrmelte der Alte: „Das alles ist tot."

lebendig aber bleibt die Liebe der Frau. Leb' wohl, mein Sohn, und — laß mich ziehen!"

Seine Schritte beschleunigend, ging der Khan an den heißen Felsenabhang heran und stürzte sich hinunter, ehe der Sohn es verhindern konnte.

Wiederum war es still, kein Schrei, kein Geräusch. Bange sah Agalla den Wogen nach, die seinen Vater verschlungen hatten, und dann betete er laut:

„Gib' auch mir, o Allah, ein so starkes Herz. . . ."

### Die Füchse der Göttin Inari.

Eine japanische Legende.

Von F. E. Rosenthal von Gahlen.

Die Lieblingsdiener der Göttin Inari sind die Füchse. Sie sind verzauberte Geister und haben viele Fähigkeiten von ihr verliehen bekommen, denn sie sollen die Menschen an die Göttin mahnen. So ist ihnen auch die Möglichkeit gegeben, zwischen Abend und Morgen die menschliche Gestalt anzunehmen, um schlechte Menschen auf den Pfad der Tugend zu führen, oder sie für das Böse zu bestrafen.

Im Garten des Iwa-non-Tempels lebten einst zwei Diener der Inari, Vater und Sohn, in ihrem Fuchsbau, und wenn sie abends ihre Nahrung suchten, so sprangen sie wohl auch zu einem benachbarten Grundstück, um sich an den Trauben, die dort im Ueberfluß wuchsen, zu sättigen.

Dieses Land gehörte Bana Sinto, einem reichen, aber mißgünstigen und böse gesinnten Kaufherrn. Eines Abends, kurz vor Sonnenuntergang, wandelte dieser in seinem Garten und sah die beiden Füchse an einem Rebstock ihre Mahlzeit halten. Da beschloß er, eine Falle aufzustellen, denn er neidete den Tieren die Trauben.

Als er am nächsten Morgen nach dem Fangezahn sah, triumphierte er, denn eine zerhacknete Fuchspote klemmte zwischen den eisernen Zähnen. „Denen ist das Wiederkommen verleidet!" lachte er und wusch sich die Hände.

Einige Tage später kehrte Bana Sinto von einem Gang nach Tokio zurück. In der Nähe des Iwa-non-Tempels sah er zur rechten Hand in einem Hause einige Fuchter aufsitzen und neugierig ging er darauf zu. Er glaubte sich in der Richtung zu seiner Wohnung geirrt zu haben, denn dieses Haus war ihm gänzlich unbekannt. Als er den Garten betrat, kam ihm ein vornehmer, weißbärtiger Herr entgegen und bat ihn unter zahlreichen Verbeugungen, in sein Haus einzutreten und mit seiner Familie das Fest der Sakura-hana zu feiern. Bana Sinto erstaunte darüber, denn das Kirchsblütenfest war lange vorbei, doch folgte er, um die Achtung vor dem Alter seines Wirtes nicht zu verletzen, stillschweigend der Einladung.

Sein Führer geleitete ihn in ein prächtiges Zimmer. Der Boden war mit schönen, goldgelben Matten bedeckt, die Schiebetüren von innen, seinem Schnitzwerk, zeigten auf ihrem Seidenüberzug kostbare Nadelmalereien. Kleine, schwarze, mit Gold eingelagerte Lackischen trugen hohe Vasen aus Blüthlein, dünnem Porzellan, die mit rosigem Kirchsblütenzweigen gefüllt waren, und in der Mitte des Raumes wiegten sich reizende Gespäs zum Mänge der Samisenen im Tanze.

Der vornehme Hausherr machte Bana Sinto mit seinem Sohn bekannt, der auf einer erlesenen Matte saß und sich oft und ehrerbietig vor dem Gast verbeugte. Dabei fiel es Bana Sinto auf, daß dem Jüngling, der sehr bleich war, die starke Sand fehlte.

Nach einer vergnügten Nacht verabschiedete sich der Kaufherr von seinen gütigen Wirten mit der Bitte, auch ihm die Ehre eines Besuchs zu erweisen. Im gleichen Augenblicke, wie er das Haus verließ, zerteilte die aufgehende Sonne mit rosigem Strahlen den grauen Nebelvorhang der Nacht und Bana Sinto sah sich inmitten eines Heerfeldes. Ein Schauer überrieselte ihn, denn er erkannte, daß er der Gast von Geisern gewesen war.

Nach vor Ablauf einer Woche statteten Vater und Sohn dem erschrockenen Bana Sinto zur Nachtzeit einen Regenbesuch ab. Dieser bewirtete seine Gäste aufs beste, und als ihn in später Stunde die Zunge von dem reichlich genossenen Sake gelöst und seine Sätze vor den Geisern geschwunden war, bat er die erhabenen Gäste, ihm einige Zauberkunststücke zu zeigen. Der Veltter ließ ihn stöhnen, vor keinem Menschen seine Kunst auszuüben, und als Bana Sinto den Schwur geleistet hatte, zeigte er ihm vielerlei Zauberarten.

Als letzte aber lehrte er ihn, sich mit einem Schwerte einzelne Glieder abzuschlagen und die Teile wieder unverehrt dem Körper anzufügen. Vor Tagesanbruch entließ der Gastgeber seine hohen Bekannten unter vielen Dankesbezeugungen.

Abend für Abend erprobte nun Bana Sinto seine neue Kunst und freute sich darüber, daß sie ihm auch ohne Anwesenheit der Geister gelang.

Doch der Gedanke, sich vor seinen Freunden mit dem Erlernen brüsten zu können, ließ ihn seinen Schwur vergessen, und er beschloß, alle Nachbarn zu einem Abendmahle einzuladen.

Nachdem die fröhliche Stimmung aufs Höchste gestiegen war, praßte er mit seinen Zauberkunststücken und zeigte den erstaunten Fremden seine geheimnisvollen Künste.

Als er sah, daß alle seine Vorführungen gelangen, frohlockte

er und verspottete heimlich die Geister ob ihrer Keuschheit, die Geheimnisse nicht unter Menschen kommen zu lassen.

Und er wagte das Letzte.  
Vor den Augen seiner Freunde legte er die linke Hand auf ein Sacktaburet, zog ein Schwert und schlug sich zum Entsetzen aller seine Hand ab.

Da er sie nun wieder anfügen wollte, sprangen zwei Fische, von denen dem kleineren die linke Flosse fehlte, über die auf dem Tischchen liegende Hand und verschwanden mit ihr durchs Fenster. Gleich vor Entsetzen flüchteten die Fische und ließen den an allen Gliedern zitternden Vana Sinto allein zurück.

Am anderen Morgen fanden ihn die Diener verblutet am Boden.

In der Blutlache, die die goldgelbe Matte des Zimmers färbte, lag eine verdorrte Fuchshute.

### Büchertisch.

— **Artur Brausewetter, Stirb und werdel** (Roman, Berlin, Martin Barmack.) Geb. 6.50 M., brosch. 5.50 M. (und 20% Teuerungszuschlag). Es ist ein ganz prächtiges Buch, das uns Brausewetter mit diesem Roman geschenkt hat. Ein Buch voll Leben, scharf gesehen und mit feinstem psychologischen Verständnis geschildert. Es ist das Buch eines im Lebenskampf Gezeichneten. Prachtvoll gezeichnete Charaktere stellt uns Brausewetter in seiner Meisterhaftigkeit hin. Der Roman zeigt uns ein großes Können, eine Fülle von Schönheiten, aber vor allem ist es ein Buch, das man um seines spannenden Inhaltes willen nicht nur atemlos durchsägt, sondern das man am liebsten gleich noch einmal beächtig von vorn zu lesen beginnt, um dann doppelten Genuß bei der Lektüre zu empfinden. Jedem, der von einem Roman geistige Anregung verlangt, sei diese Arbeit Brausewetters empfohlen.

— **Fünfe, Unter zwei Baren.** Historischer Roman aus der Geschichte Rußlands. 444 Seiten. Gebestet 4.50 M., gebunden 6 M. (W. Bobach & Co., Leipzig.) Dieser Roman ist kein Kriegsroman. Er behandelt die Wandlung der Deutschfeindslichkeit der russischen Regierung unter Zar Alexander II. zur Deutschfreundlichkeit unter Zar Alexander III. Wir sehen in dem Roman „Unter zwei Baren“, der von dem bekannten Autor Alfred Fünfe mit bewährter Meisterhaftigkeit geschrieben ist, die Barenherrschaft im Kampfe gegen den Nihilismus. Der Barenhof, die Staatsmänner jener Zeit, das Treiben der russischen Geheimpolizei, die bekannte Nihilistin Sofia Perowsskaja in ihrer verhängnisvollen Wählerarbeit und ihrem romantischen Liebesleben stehen im Mittelpunkt der dramatischen Handlung des Romans. Die Erlösung zweier wahrhaft ideal denkender Menschen, die inmitten dieses Stumpfes ihr reines Menschentum bewahrt haben, bildet den Abschluß.

— **„Kunst und Künstler“** (Verlag Bruno Cassirer, Berlin). Das Septemberheft enthält eine von vielen Abhandlungen erläuterte Würdigung des Malers Hans Bismann, von Prof. Dr. Curt Gaeßler. In demselben Heft widmet Ferdinand Völke dem jüngst verstorbenen Schweizer Maler Ferdinand Hodler eine feinsinnige Analyse. Auch diese Arbeit ist schön illustriert. Der Herausgeber Karl Scheffler gibt eine an Bilderbeispielen erläuterte Untersuchung „wie ein Bildmotiv sich wandelt“. Eine Fülle von Notizen vervollständigen den Inhalt des Heftes. Besonders bemerkenswert sind zwei große Abhandlungen nach einem soeben in Bismann neu entdeckten altdeutschen Meister, Hinrich Funtos.

— **Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg.** Ein Briefwechsel, herausgegeben von August Langmesser. Verlag von Gebr. Baelzel (Dr. G. Baelzel) Berlin. — Für alle Literaturfreunde und Kenner wird dieser Briefwechsel nicht nur unendlich wertvoll sein, sondern ihnen auch eine Quelle schöner Stunden, ein Vorrat reichlicher Anregungen bedeuten. Hier rollt sich das tätig schriftstellerische Leben eines unserer Meister der Erzählungskunst ab, baut sich auf in klarer, übersichtlicher Weise. Erst wer alle diese Briefe gelesen hat, dem wird so recht aufgehen, wieviel Seele, wieviel Lust und Freude und auch welches Studium, welche Anspannung von Arbeit hinter den Novellen C. F. Meyers liegt, die einzig in der Literaturgeschichte dastehen und die sich, was Formschönheit anlangt, an Boccaccio messen können. Einen besseren Kommentar zu des Meisters Werken könnte man außerdem nicht finden.

— **Frühlingsgewitter.** Roman von Klaus Mittland. Verlag Ullstein u. Co. Berlin. In das Weimar der 40er Jahre führt der spannen und in flüssiger Sprache geschriebene Roman. Das Abendbrot der Zeit, welcher der Genius Goethe den Stempel aufdrückte, verglimmt. In das stille Weimar dringt der Ton der Märztage, auch hier umwölkt sich der politische Horizont. Eine alte Weltanschauung und die aufstrebende neue Zeit stehen sich gegenüber. Diese Konflikte benutzt die Verfasserin (E. Heinroth), um an den Geschehnissen der Mitglieder einer alten Weimarer Barmenfamilie eine äußerst fesselnde Erzählung zu schreiben, die dem Liebhaber leichter Lektüre sicher anzuken wird.

— **Eine Umwälzung im Theater-Bühnenbau.** Der Oberinspektor am Deutschen Opernhaus Charlottenburg Gustav Dumont, hat im Selbstverlag eine Broschüre erscheinen lassen,

auf die wir alle Theater-Interessenten hiermit besonders aufmerksam machen möchten.

— **Die Sünde wider das Blut.** ein Zeitroman von Artur Dinter (Wolfsverlag, Leipzig, Karlstr. 10), gebestet 6 M.

— **Deutsche Hochschulleitung.** Das 3. Heft des 10. Jahrganges. Aus dem Inhalt: „Staatsseinheit oder Staatszerfall in Oesterreich?“ von Viktor Lischka (Wien); „Gammelsch, Ritz und die Oberlehrerherde“ von H. Silberbauer; „Die Kunst im heutigen Dresden“ usw. — Probeheft unberechnet vom „Deutschalademischen Verlag“, Wien, 7. Siebensterngasse 58.

— **Der Völkerkrieg.** Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. E. J. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Heft 181 u. 182, Preis je 40 Pfennig. Auch von denen, die dem Krieg ein denkendes, tieferes Interesse entgegenbringen, begnügen sich viele damit, die Nachrichten, wie sie alltäglich einlaufen, hinzunehmen und mehr oder weniger wieder zu vergessen. Bei der Gestaltung der Kampfbildungen im modernen Krieg, wo die Schlachten zeitlich und örtlich sich weit ausdehnen und in ein unübersichtliches Hin- und Herwogen zerplündern, hat der Zeitgenosse von den Dingen, die sich abgespielt haben, gar bald nur noch trübe Erinnerungen an Stelle von klaren Anschauungen. Und nun greife man zu den neu erschienenen Heften 181 und 182 des „Völkerkrieg“ und sehe, wie dort das weitaufgige, wechselvolle Ereignis der Sommerschlacht, durch Uebersicht und Zusammenfassung in einem runden, deutlichen, leicht erfasslichen Bilde erscheint! Da der „Völkerkrieg“ für jene hauptsächlich arbeitet, die den Krieg selbständig denkend erfassen wollen, so gibt er als Grundlage stets eine vollständige Zusammenstellung aller der Teile der Tagesberichte der obersten Heeresleitung, die sich auf das einheitlich darzustellende Ereignis, in diesem Falle also auf die Sommerschlacht, beziehen.

### Siegener Hausfrauen-Verein.

#### Kochanweisungen.

**Grüne Tomaten.** 6 Pfund grüne Tomaten, 40 Gramm Puderzucker, 10 Stück Nelken, 2 Pfund Zwiebeln, 2 Eßlöffel schwarze Pfefferkörner. — Die Tomaten und die Zwiebeln werden in Scheiben geschnitten, durcheinandergemengt und über Nacht stehen gelassen. Am nächsten Tage kocht man 2 Liter Weinessig mit dem Zucker und den Nelken ab, nimmt Tomaten und Zwiebeln aus dem Salzwasser, gibt sie in den heißen Essig, läßt sie kurze Zeit mitkochen und füllt sie in einen Steintopf, den man mit Pergamentpapier zubindet.

**Grüne Tomaten.** Außer dem Einmachen in der gleichen Weise, wie Kürbis in Essig und Zucker eingemacht wird, empfiehlt sich noch folgende Form als Marmelade, das durch seinen pikanten Geschmack nicht nur als Brotzusatz, sondern auch zu Weißkornbrot genossen vortrefflich: Dienste leistet und, richtig hergestellt, auch längere Zeit haltbar ist. Die grünen Tomaten werden nach Reinigung in Stücke geschnitten, knapp mit Wasser einige Minuten durchgekocht und durch die Maschine getrieben. Nachdem die Masse kurze Zeit gestanden, läßt man die sich gebildete Flüssigkeit ablaufen, so daß ein dicker Brei zurückbleibt. Auf 2 Pfund dieser Masse gibt man 2 gekochene Eßlöffel Salz, 250 Gramm Zucker und ¼ Liter guten Essig, ferner eine Messerspitze Paprika, ebenfalls gepulverten Ingwer, feinen Nelkenpfeffer, eine Behe geriebenen Knoblauch, 1 große feingehackte Zwiebel und, wenn vorhanden, 1 Teelöffel feinen Bismut, auch eine Messerspitze Muskatnuss. Sehr gut kommt dazu 1 bis 2 Körbe Sellerie, der, durchgekocht und durch die Maschine getrieben, untermischt wird. Das Ganze wird nun zu einer ziemlich konsistenten Masse unter stetem Rühren eingekocht, bis sie breit vom Löffel fällt. Sie nimmt dann eine grünbräunliche Farbe an. Noch heiß füllt man sie in einen Steintopf, besser in mehrere oder auch in Gläser, die zugebunden werden, nachdem sie völlig erkaltet. Beim Gebrauch wird nach Bestimmung und Gefallen das Marmelade vermischt.

#### Rähselprung.

ber	ter	stimmt	schaut	wer	hält
nur	hinab	trü	leicht	blickt	unter
mun	sich	sich	sich	roß	mit
wer	umso	und	neid	sich	über

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer.  
Mai; — Maid, Mais, Main.